

Als der Kampf vorbei ist und die Polizei weg, stinkt es in der Kabine nach Schweiß und dem Eukalyptus der Pferdesalbe. Sabahattin, der Innenverteidiger, lamentiert auf türkisch. Mittelfeldspieler Adnane starrt ausgepumpt auf den aschgrauen Boden. Cahit Kir, unser Spielertrainer, flucht, reißt sich das weiße Trikot mit dem Halbmond und dem Stern vom Leib und schimpft: „Ich sagte doch: Nicht provozieren lassen!“ Dann stampft er davon und duscht. In Unterhose. Wie alle in der Mannschaft.

Wie wir alle.

Ich bin der erste Deutsche seit sieben Jahren, der mit der ersten Mannschaft von Selimiye Spor duscht, einer rein türkischen Fußball-Mannschaft in Dortmund-Eving. Ich bin der Deutsche, der im Sturm oder in der Abwehr kickt, rechts oder links, immer dort, wo einer ausfällt. Falls einer ausfällt. Und ich bin der Journalist, der wissen will, warum sonntags immer häufiger auf den Fußballplätzen der Republik die Gewalt eskaliert. Und warum so oft Türken dabei sind, wenn es Prügel gibt. Nur deshalb bin ich hier.

Eben noch, draußen auf dem Feld, spürten wir schon Minuten vor dem Schlusspfiff, dass nichts mehr geht, dass wir verlieren. Das Spiel. Und einige von uns die Fassung. „Siktir lan!“, fick dich! Ibrahim, der Außenverteidiger, vergisst sich, als ihn dieser blasse Bengel aus Kirchderne beleidigt. Nicht irgendwie, sondern in seiner Muttersprache, türkisch. Siktir lan! Ibrahim ist mit 37 der Älteste hier, ein Familienvater, das Vorbild, unser Ruhepol. Der Mann, der mich „Kanka“, Blutsbruder, nennt und der sich nur nach einem sehnt: Respekt. Er rammt dem Gegenspieler seine Stirn auf die Lippe, die aufplatzt und blutet. Der Schiedsrichter wird sagen, er habe den Stoß nicht gesehen.

Ein Sonntag in der Saison 2012/2013, Kreisklasse Dortmund. Eigentlich ist nur wichtig, dass Sonntag ist. Sonntag, das ist der Tag des Fußballs für alle, die nicht von dem Spiel leben, aber für das Spiel. Dann geht es landauf, landab ums Selbstwertgefühl. Um den Lohn der Plackerei. Um drei Punkte. Wer behauptet, in den Niederungen des Fußballs gehe es nur um Spaß, der stand noch nie sonntags auf dem Platz. Für die Sonntage schinden sie sich. Hetzen vom Job zum Training oder in die Muckibude. Lassen sich fitspritzen. Schrubben ihre Schuhe. Investieren Geld für neue, bessere, obwohl die alten es noch eine Saison getan hätten. Gehen samstags früh schlafen. Und dann ist endlich Sonntag. Das ist Vorfreude. Nervosität. Pferdesalbe. Konzentration. Ehrgeiz. Kabinenmief. Ein Schluck Leitungswasser. Und dann: Anpfiff. 90 Minuten Zeit. Elf Freunde gegen elf Brüder. Da ist alles drin, nur kein Sinn nach Verbrüderung.

Der Weg nach Selimiye führt über die Deutsche Straße. Vorbei an einer Diskothek, der örtlichen Polizeiwache – und ab in die Hessische Straße, die eher ein Weg ist. Asphaltiert zwar, aber schmal. Sie führt schnurstracks auf den Parkplatz einer Moschee, vor das einzige Minarett Dortmunds. Es gehört Selimiye. Einer Gemeinde mit mehr als 1000 Gläubigen, einer in Türkisch verfassten Homepage – und einem Fußballverein: Eving Selimiye Spor.

Ich bin 28 Jahre alt, geboren in Oberhausen, habe deutsche Eltern, blonde Haare, blaue Augen. Hier bin ich ein Exot. Allein unter 20 Türken, die studieren, Gabelstapler fahren, selbstständig arbeiten, Brötchen backen oder Pakete ausliefern. Die 19 Jahre alt sind oder 37. Verheiratet oder Single. Die Herz haben und Klappe. Einen deutschen Pass. Oder einen türkischen. Aber sich stets als Türken fühlen. Als

ich in eine neue Wohnung ziehe und es nicht zum Training schaffe, bekomme ich von Sabahattin, den sie nur Sebo nennen, dem Mann für alles, eine SMS: „Brauchst du Hilfe? Wir kommen mit 20 Mann. Musst nur was sagen.“

Sie strecken die Hände aus, ich ergreife sie. Sie erzählen, ich höre zu. Sie schätzen das, sagen sie. Wo doch sonst immer nur alle über sie und nicht mit ihnen reden. Über die Türken, diese „Fußballrowdies“.

Der Mahner tickt als erster aus

Im Dortmunder Stadtteil Kirchderne geht es diesmal um mehr. Es geht um die Tabellenführung. Die Senioren hinter der Seitenlinie rufen: „Immer diese Türken. Dieses aggressive Pack!“ Und auf dem Feld wieder: „Siktir lan!“. Meinen Mitspielern brennen die Sicherungen durch. Ali, der Torwart, fasst dem Stürmer, der ihn eben noch überlistet hat, mit der flachen Hand ins Gesicht und wirft ihn zu Boden. Saban, der Kapitän, rächt sich für Provokationen und zwei Gegentore. Er grätscht den Torschützen vorsätzlich um. Die Asche staubt. Der Deutsche überschlägt sich, krümmt sich am Boden, wimmert. Eine Hand wird ihm nicht gereicht.

Und Cahit, der Spielertrainer, die schulterlangen, blondgesträhten Haare zum Zopf gebunden, beschimpft den Schiedsrichter. Sieht Gelb. Der besonnene Mahner, vor dem Spiel, tickt als Erster aus.

Wer sich Cahit eineinhalb Stunden lang auf dem Feld gegenüber sieht, wird ihn hinterher hassen. Weil er rempelt, tritt, den Körperkontakt sucht, weil er ein Wadenbeißer ist, weil er schnell fällt und so Freistöße schindet. Vor allem aber, weil er ein Heißsporn ist. Cahit weiß das mit dem Hass der anderen. Er will das so. Wer hasst, macht Fehler. Er spielte mal Verbandsliga, er hat das Spiel durchschaut. Cahit hat ein zweites Gesicht, ein Montag-bis-Samstag-Gesicht. Als ich im Training einen perfekten Pass aus sieben Metern gegen den Pfosten schieße, ruft er von der Seitenlinie: „Jetzt bist du einer von uns!“ Er meint: ein echter Kreisligist. Kein echter Türke. Als ich staune, dass ich ein Trikot mit meinem Namen erhalte, sagt er augenzwinkernd: „Junge, du spielst jetzt bei Türken. Natürlich haben wir alle unseren Namen auf dem Trikot.“ Als er mir beim Freistoßtraining rät, ich solle mir eine Mauer vorstellen und den Ball darüber zirkeln, er aber über die Latte flattert, flachst er: „Du sollst dir ja auch eine Mauer mit türkischen Männern vorstellen. Die ist kleiner.“ Diese Lockerheit, diese Selbstironie ist sonntags nicht mehr da, einfach weg. Verloren gegangen auf dem Marsch von der Kabine zum Spielfeld oder bereits davor.

Es ist Mittwoch, heute ist Cahit vor allem eins: Papa. Cahit stellt Chips und Äpfel auf seinen Wohnzimmertisch, lächelt breit, versinkt lässig in seiner Couch und antwortet, während er Tochter Destina am Zopf krault: „Eigentlich möchte ich doch nur, dass sie in der gegnerischen Kabine positiv über mich reden.“ Wie es auch all die Nachbarn tun, wenn sie sich im Treppenhaus über ihn, „den netten Kerl mit dem ansteckenden Lachen“, unterhalten. „Aber sonntags ist der Druck zu groß, da liegt zu viel Last auf meinen Schultern.“ Spieler und Trainer in einer Person zu sein, das sei eine Gratwanderung, ein explosives Gemisch. Um dieses zu entzünden, reicht eine Provokation. „Wenn du einen Deutschen beleidigst, grinst er. Wir Türken rasten aus“, sagt Cahit, der doch eigentlich mehr Deutscher ist als Türke. Er ist hier geboren, zuhause reden sie nur deutsch, seine Frau sogar akzentfrei. Selbst das Weihnachtsfest feiern sie, mit Tannenbaum und Geschenken. Den Kindern zuliebe. Doch das tief verwurzelte Temperament bekommt auch er nicht in den Griff, oder besser: will es nicht in den Griff bekommen: „Wenn ich nicht ausraste, sehen die anderen ja, dass ich, der Leitwolf, meine Familie beleidigen lasse, ohne mich zu wehren. Das geht nicht.“

Nach außen müsse die Familie gut präsentiert werden. Das ist die oberste Regel. Und auf dem Platz ist die Mannschaft die Familie.

In dem Land, in dem sie leben, ist das anders. Die Familie verliert an Bedeutung. Fragt man Menschen über 60 Jahre, welche Rolle die Familie spielt, antworten 85 Prozent: die größte. Bei den 16- bis 29-Jährigen sind es nur 58 Prozent. Das geht aus einer Allensbach-Studie hervor. Den Familienbegriff hat die jüngere Generation längst auf ihren Freundeskreis ausgeweitet. Sie leben in einem Land, in dem die Menschen auf die Familiengründung verzichten, weil es finanziell oder berufsbedingt gerade nicht passt. Wo sie sich scheiden lassen, und darüber öffentlich sprechen. Wo sich Frauen in gescrripteten Nachmittags-Dokus die Frage stellen, von wem das Kind denn nun sei: von Horst oder vom Kevin. „Würde so etwas in der Türkei ausgestrahlt, die Leute gingen auf die Barrikaden“, sagt Cahit. Er versteht sie nicht, sie verstehen ihn nicht.

Die oberste Regel deutscher Spieler lautet: Der Schiedsrichter ist unantastbar, und seine Entscheidungen gleich mit. Es ist ihnen wichtiger, die Ordnung zu wahren, die Obrigkeit anzuerkennen, als das Spiel zu gefährden. Es muss weitergehen, immer weiter. Der Gegenspieler aber ist keine Obrigkeit. Er wird bearbeitet, oft mit allen Tricks, manchmal bis unter die Gürtellinie. Sie nennen das Taktik. Cahit und die anderen, die das Spiel der miesen Tricks genauso gut beherrschen, nennen das respektlos.

Als sie an diesem Sonntag in Kirchderne aufeinander losgehen wie die Hirsche in der Brunftzeit, haben die Deutschen die oberste Regel der Türken missachtet. Siktir lan. Und deine Mutter auch. Ich stehe hinter der Bande, weil ich nicht im Kader bin. Ich habe zwei Mal das Training geschwänzt, das genügt, selbst in der Kreisklasse. Ich suche im Handgemenge Augen, die mir vertraut sind. Ich finde sie nicht. Die meiner Mitspieler sind verfinstert, die Körper vollgepumpt mit Adrenalin. Die Mutter eines deutschen Spielers schreit: „Ruft die Polizei!“ Sie schreit es wegen meiner Jungs. Ich stehe da, regungslos und stumm. Als Reporter registriere ich, was geschieht. Als Mitspieler von Selimiye Spor schäme ich mich. Und fange an zu zweifeln: an Deutschen wie an Türken. Vor allem aber an dem, was sie verbinden sollte und doch zwischen ihnen steht: am Fußball.

Die Geschichte über den Fußball als Motor der Integration ist so alt wie die Zuwanderung selbst. Dabei stimmte sie schon in den 60er Jahren nicht, als Türken sich noch nur als Gäste in Deutschland verstanden und deshalb keinen Sinn darin sahen, sich einzugliedern. Inzwischen gibt es allein im Ruhrgebiet mehr als 50 türkische Vereine, bundesweit sind es mehr als 500. Sie wollen unter sich bleiben. Ihre Kultur pflegen. Selbst das Sagen haben. In Unterhose duschen können, ohne verspottet zu werden. Ist ihnen das zu verübeln?

Wer an eine glückliche Wendung dieser Geschichte glaubt, denkt an die Nationalmannschaft, in der nicht mehr Jürgen und Gerd die Tore für Deutschland schießen, sondern Mesut oder İlkay. Der Deutsche Fußball-Bund dreht mit Hilfe seiner Stars Werbespots, gründet Stiftungen, hat eine eigene Integrationsbeauftragte installiert, finanziert umfangreiche Forschungsprojekte, vergibt gemeinsam mit einem Autohersteller einen Integrationspreis und druckt Hochglanzbroschüren seiner Multikultiteams. Aber eines bleibt er bislang schuldig: eine Erklärung, warum sich Woche für Woche in den unteren Spielklassen der Republik die Gewalt entlädt. Im

Amateurfußball verkehrt sich die Story, dass der Fußball die Integration vorantreibe, in ihr Gegenteil. Hier verbindet der Fußball nicht, hier trennt er.

Der DFB verschließt die Augen

DFB-Präsident Wolfgang Niersbach sieht das anders. Muss es anders sehen, weil es nicht in die PR-Strategie passt. Das Problem, das sie an der Basis alle kennen, übersieht er konsequent, und blockiert eine Debatte, die heilsam sein könnte. Eine Debatte, nach der sie sich in den Kreisklassen sehnen, in den Fachschaften sowieso. Stattdessen flüchtet er sich ins Allgemeine: „Ja, Fußball vereint, Fußball verbindet. Es ist toll, was gerade auch in den vielen kleinen Vereinen in Sachen Integration geleistet wird, nicht nur auf dem Platz, sondern auch bei den Zuschauern oder hinterher im Vereinsheim.“ Oder: „Gewalt ist keinesfalls ein Phänomen, das sich auf Mannschaften mit Migrationshintergrund beschränkt, sondern genauso bei Dorfvereinen oder Stadtteilkлубs vorkommt, wenn es über die ‚normale‘ Rivalität hinausgeht. Und wir sollten mit pauschalen Aussagen vorsichtig sein, weil sie Vorurteile bedienen und Misstrauen schüren.“ Politische Korrektheit ist das. Sie hilft ausnahmsweise keinem. Außer dem DFB.

Eving liegt im Norden Dortmunds. Wo der achtmalige deutsche Fußball-Meister zu Hause ist - und viele Neonazis. Wo Christen, Muslime, Atheisten eine gemeinsame Religion haben: die Borussia. Wo sie bei Heimspielen eng umschlungen auf der Südtribüne stehen und singen: „Wir sind alle Dortmunder Jungs!“ Gleichzeitig haben die meisten in der Nordstadt aber auch kapituliert. Wer hier lebt, in Dunkel-Dortmund, der sei arm, so heißt es im Rest der Stadt, kriminell oder Ausländer oder eine Mischung aus alledem.

Das Vereinsheim von Selimiye hat den Charme einer Teestube. Tageslicht fiele kaum ein, wäre die Eingangstür nicht verglast. Meist riecht es so, als müsse mal jemand lüften. Rauchen ist erlaubt, der Qualm wabert überall. Frauen sind hier unerwünscht. Eine türkische Flagge hängt an der Wand, groß wie ein Badehandtuch. Elf Viermanntische, an die sie sich Freitagabends auch zu Acht quetschen. Ein Billardtisch. Zwei XL-Fernseher. Zwei Computer mit Internetanschluss. Eine Theke. Bierhumpen hält die nicht bereit. Nur kleine Gefäße, die aussehen wie kurze, unten ausgebeulte Reagenzgläser. Das Bier der Türken ist „Cay“, schwarzer Tee. Tee trinken ist ein Ritual wie Bier trinken das Ritual bei deutschen Mannschaften ist.

An der hintersten Wand stehen ein Dutzend Pokale im Regal, Erinnerungen an ruhmreichere Zeiten. Errungen, das verrät ihre Gravur, auf Turnieren türkischer Ausrichter.

„Wieso?“, frage ich.

Murat Öztürk, der sportliche Leiter, sagt: „Weil wir auf deutsche Turniere schon seit vielen Jahren nicht mehr eingeladen werden.“

„Wieso nicht?“

„Keine Ahnung. Vorurteile, oder so.“

„Macht dich das traurig?“, frage ich.

„Ja!“

„Versucht ihr das zu ändern?“

„Wie denn?“

„Es heißt doch“, sage ich, „der Fußball reiße Mauern ein und verbinde die Leute.“

Murat lacht nur.

Zurück in Kirchderne. Als das Gerangel vorbei ist und die Polizei weg, jubeln

die Deutschen von Kirchderne. Bier spritzt. Glückshormone hüpfen. Spieler tanzen. Spitzenreiter, Spitzenreiter, hey, hey. Ein paar Schritte weiter sagt ihr Trainer: „Klar, wir wollten die charakterlichen Schwächen ausnutzen. Das wissen doch alle: Wenn es ins Persönliche geht, werden die Türken rasend.“ Er zuckt mit den Schultern, grinst: „Wir wollten halt gewinnen!“ Der Plan ist aufgegangen. Ein Trainer, der gewinnt, ist ein guter Trainer.

Wenig später eilt mir sein Assistent hinterher. Er will noch etwas loswerden. Er habe nichts gegen Türken. „Aber letztes Jahr haben wir mit der A-Jugend fast jedes Spiel gegen Türken gespielt und nie bin ich ohne Morddrohung nach Hause gefahren.“ Er erzählt das ohne Punkt und Komma. So, als habe er diese Geschichte schon Hunderte Male zum Besten gegeben. Auf der Arbeit, bei den Nachbarn, am Stammtisch.

Ein anderer Sonntag. Raus aus der Teestube, dahin, wo die Deutschen warten. Eine Welt, die die Türken nicht so recht verstehen. In der Respekt vor dem Schiedsrichter ein höheres Gut ist als Respekt vor dem Gegenspieler. Und wo der Kasten Bier danach eine Belohnung ist, keine Sünde. Diesmal kommt der Gegner aus Dortmund-Brechten. „Aus Brechten“, warnen sie, „kommen die Rechten.“ Vor einigen Jahren sei die Partie eskaliert, berichten sie bei Selimiye. „Eine Glatze“ habe zuvor Hakenkreuz mit einem Hakenkreuz provoziert. Es soll rassistische Beleidigungen gegeben haben. „Da wärest selbst du als Deutscher ausgeflippt!“, sagt Kadir, Student und Mittelfeldstrategie. Die Härchen auf meinem Arm richten sich auf, ich starre ziellos an die Kabinenwand. Wegen der Hakenkreuz-Anekdote, und weil es auf der Taktiktafel steht: Ich werde heute spielen. Ausgerechnet heute. Ich werde erstmals den Halbmond auf der Brust tragen, der ihnen so viel bedeutet. Selimiye Sport versucht erst gar nicht, seine Herkunft zu verbergen, im Gegenteil: Es macht sie stolz, so aufzulaufen. Auf dem Rücken sind Nummern geflockt, die nicht willkürlich ausgesucht sind: Jeder wählt die Kennziffer seines Heimatorts in der Türkei, die zweistellige Postleitzahl. Eine Rückennummer war doppelt. Erlaubt ist das nicht. Sie tun es trotzdem. Die Identität sticht das Regelwerk, in der Kreisklasse geht das. Ein Heimspiel. Stumpfer Kunstrasen statt staubige Asche. Draußen warten sie schon auf die Spieler. Früher, so erzählen sie, seien es 200 Zuschauer gewesen, heute sind es maximal 30. Eine Frau ist nicht darunter. Fußball ist hier Männersache. Fußball ist für sie ein Schutzraum, wo sie sich auch mal gehen lassen können, kein Ausflugsziel. Ich sehe in meiner Zeit bei Selimiye mehr Platzverweise als Frauen. In der Kabine reiben sie sich die Oberschenkel und Waden mit Pferdesalbe ein, als es plötzlich unruhig wird. Der Schiedsrichter taucht nicht auf. Einfach so. Kreisliga-Alltag. Ob er ihn auch kennt, diesen Spruch: Aus Brechten kommen die Rechten? Ob er Schiss hat?

Vor uns spielt die zweite Mannschaft von Selimiye. Sebo fragt den Schiedsrichter, ob er noch Zeit habe und auch unseres pfeifen könne. Der winkt ab. Er habe Termine, wichtige Termine. Es ist Sonntag, kurz vor drei. „Termine bei Deutschen heißt: Ab in den Schrebergarten und grillen“, spottet Jab. Die Kabine grölt, der Schiedsrichter zieht ab, ohne sich umzusehen. Es sollte ein Witz sein, es ist eine Kränkung.

Das Spiel endet friedlich. Vielleicht, weil es ein Mann aus den eigenen Reihen pfeift. Vielleicht, weil es schnell entschieden ist, Selimiye 5:0 gewinnt. Vielleicht, weil diesmal niemand mit einem Hakenkreuz provoziert und die Gegenspieler sich fügen.

Adnane, 23, schießt eines der fünf Tore. Er sieht aus wie die anderen, aber er ist Marokkaner, die Haare millimeterkurz geschoren, dunkler Teint, Sixpack-Bauch. Er ist Muslim, ein streng gläubiger noch dazu. Er betet fünfmal am Tag, zu festen Zeiten. Außer sonntags. Da ist Fußball.

Vom Typ her ist er ein Schlichter, der nie mitmischt, wenn es zur Sache geht, der nach dem Spiel tadelt: „Männer, so geht es nicht“.

Es ist nicht so, als habe er es nicht in einer deutschen Mannschaft versucht. Fast alle hier verbrachten ihre Fußballjugend unter Deutschen. Bei Adnane waren es elf seiner 18 Fußballjahre. Nie sei er ein vollwertiges Mitglied gewesen, erzählt er, „immer nur das fünfte Rad am Wagen“. Er saß auf der Bank, obwohl er besser gewesen sei als andere. Einen deutschen Freund, nein, den habe er in all den Jahren nicht gefunden. Die anderen bei Selimiye Spor erzählen ähnliche Geschichten.

Der Gegner bleibt ein Fremder

Vor einem Spiel sitzt Adnane im Vereinsheim und frühstückt mit seinen Freunden. Der Tisch ist mit alten türkischen Zeitungen bedeckt. Jeder hat etwas mitgebracht. Butter, Brötchen, Börek. Saft, Selters, schwarzer Tee. Alles für alle. Sie plaudern über knapp verfehlte Fußball-Tipps, die Saison-Abschlussfahrt nach Antalya und Dinos neues Tattoo. Den Unterarm des 21-Jährigen zierte nun der Schriftzug: „Just Allah can judge me!“ Nur Allah kann mich richten.

Sie reden türkisch, natürlich tun sie das. Adnane versteht nur die Hälfte, ich gar nichts. Bis Cahit sagt: „Deutsch sprechen!“ Er wird die beiden Worte in diesen Monaten an die hundert Mal wiederholen. Mal scharf, mal beiläufig. Nicht, weil wir in Deutschland leben. Sondern weil ich da bin. Die Wirkung dieser Worte wird zwischen zwei Minuten und zehn Sekunden anhalten. Nicht, weil sie es böse mit mir meinen. Nicht, weil sie mich ausschließen wollen. Es ist ihre Gewohnheit. Dennoch: Ein Deutscher, der hier nicht recherchieren will, wäre längst auf und davon.

„Das Beste wäre“, wird Adnane irgendwann an diesem Morgen sagen, „wenn es eine wirkliche Multikulti-Truppe gäbe. Dann könnte Fußball tatsächlich integrieren. Aber so einer Truppe bin ich in 18 Jahren nicht begegnet.“

Auch in der Kreisliga, der Welt von Selimiye Spor, bleibt man unter sich. Wie gegen die Tamilen. Der Ascheplatz der Tamilstars Dortmund ist der hinterste von dreien im Fredenbaumpark. Elf Tamilen kicken gegen elf Türken – macht insgesamt 22 Männer, die sich die Heimat nach Hause holen. Und doch haben sie sich gegenseitig nichts zu erzählen. Sie gehen sich aus dem Weg, teilen sich noch nicht einmal dieselbe Außenlinie. Drüben die tamilische, hier die türkische Auswechselbank, auf der ich sitze.

Als kurz vor Schluss das 1:2 fällt, nimmt die Härte wieder zu. Diesmal beleidigt niemand. Die Tamilen wagen es nur, das Spiel zu gewinnen.

Wieder Rudelbildung. Gerangel. Cahit, der Leitwolf, natürlich er, geht voran. Er bäumt seine Einsdreiundsiebzig vor dem Schiedsrichter auf, schimpft deutsch, gestikuliert wild. Bedrohlicher Blick. Gepöbel. Gelb-Rot. Ende. Aus. Nicht für Cahit. Er kann nicht aufhören, es geht einfach nicht, noch in der Kabine ruft er: „Wenn ich den erwische...!“ Einschüchtern gehört für Türken zum Fußball wie die Viererkette. Erst Stunden später, als sich Tochter Destina an den Papa schmiegt und er ihr über den Zopf streichelt, wird er wieder bei sich sein. Und sich sagen: „Cahit, das war falsch. Sei rücksichtsvoller.“ Und weiß doch, dass er das am kommenden Sonntag wieder vergessen haben wird.

Damit endet mein halbes Jahr im Team von Selimiye. Der Aufstieg wird uns

verwehrt bleiben. Am Ende der Saison sind wir Vierter, Kirchderne Dritter. Die Tamilen thronen an der Spitze. Wir werden vier rote und drei gelb-rote Karten gesammelt haben, nicht viel für 24 Spiele. Mindestens fünf Tätlichkeiten werden ungeahndet bleiben. Die Schiedsrichter wollen es nicht gesehen haben. Das sei nicht ungewöhnlich, sagt Rolf Kühl, bis vor Kurzem Vorsitzende des Kreisschiedsrichterausschusses in Dortmund. Er nimmt die Unparteiischen in Schutz: „Der Dumme ist, der um sein Leben bangen muss.“ In Bremerhaven kursiert die Geschichte von einem Referee, der den Motor seines Autos laufen ließ, um nach dem Abpfiff schneller vor den aufgebrachten Mannschaften flüchten zu können. Jeder fünfte Verein, überschlägt Kühl, habe in Dortmund einen ethnischen Hintergrund, doch weit mehr als die Hälfte aller Platzverweise gehe auf das Konto von Spielern mit Migrationshintergrund. Noch drastischer sind die Zahlen bei den Fällen, die das Strafmaß von sechs Wochen übersteigen – also bei Tätlichkeiten, bei Schlägen und Tritten, bei wüsten Beleidigungen. Es ist kein Dortmunder Phänomen. „Es hat schon viele Maßnahmen gegeben, bis hin zu Polizeischutz bei kritischen Spielen. Verändert hat das nichts.“ Werde es auch nie, schiebt Kühl hinterher. Und das ausgerechnet in einer Stadt, die erst im März dieses Jahres mit dem Integrationspreis des DFB ausgezeichnet wurde.

Gelungene Integration, woran könnte man die erkennen? Am Miteinander hinterher? Wenn sich die Gegner, die sich 90 Minuten bekämpft haben, etwa wie Boxer in den Armen liegen? Oft legt diese Nähe den Grundstein für mehr, für Verständnis, für ein Gespräch, manchmal sogar für Freundschaft. Doch kein einziges Spiel von Selimiye endete so. Auch nach dem Spiel bleibt der Gegner ein Fremder. Wir fahren zurück in das Vereinsheim und tauchen ab. Dort sitzen sie dann bis spätabends, die jungen und die älteren und die fürs Spiel längst zu alten Fußballer, an die 70 Männer, und reden über Allah und die Welt. Im Fernsehen läuft Fußball. Galatasaray auf dem einem, Borussia auf dem anderen Bildschirm. Vor Istanbul bilden sich Zehnerreihen. Zum BVB verirren sich vier. Einer davon bin ich. Andere spielen Karten und trinken schwarzen Tee, essen Döner und reden türkisch. Sie sind froh, wieder zuhause zu sein.